Forum Kommunikationsgeschichte

Das *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* widmet sich seit mehr als 25 Jahren der Vielfalt an möglichen Zugängen zu historischer Kommunikation und interdisziplinären Perspektiven auf sie. Die anhaltenden Fragen zu Konturen, Werkzeugen und Denkmustern kommunikationshistorischer Erkenntnisinteressen gaben uns Anlass, 2018 ein Beitrags-Forum zu begründen, dessen Grundfrage »Was ist Kommunikationsgeschichte?« aus unterschiedlichen Forschungsrichtungen und im Blick auf verschiedene Epochen erörtert werden soll. Die bewusst kurz gehaltenen und mit wenigen Anmerkungen versehenen Beiträge dieses Forums sollen fragende, einordnende und anregende Impulse geben, um kommunikationsgeschichtliche Ansätze innerhalb historisch arbeitender Disziplinen konzeptionell zu stützen. Zu diesem Zweck werden die einzelnen Beitragenden ihr fachliches Verständnis von Kommunikationsgeschichte vorstellen und begründen sowie Potentiale und Grenzen des eigenen Ansatzes erörtern.

Kommunikation unter Abwesenden?

Inschriften als urbanes Kommunikationsmedium in der Frühen Neuzeit

Teresa Schröder-Stapper

Betrachtet man zeitgenössische Überreste, Darstellungen oder Inventarisierungen vormoderner Städte, so fällt auf, dass hier zahlreiche Texte, Bilder und Symbole das Stadtbild prägten. An Stadttoren begegneten Bauinschriften, die an die Fertigstellung der Bauwerke erinnerten, während die dort angebrachten Wappen die lokalen Herrschaftsverhältnisse symbolisierten, in welche die Stadt eingebunden war. Heiligenfiguren mit Anrufungs- und Bittinschriften ebenso wie magische Beschwörungen und Symbole an den Stadtmauern sollten für den Schutz von »Altären und Herden« *(»pro aris et focis«)* sorgen. An den Rathäusern fanden sich Figurenprogramme, die die Beziehungen der Stadt zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation oder zu den spätmittelalterlichen Städtebünden thematisierten, ebenso wie Maßeinheiten, die den Handel regulierten. Im Innern der Rathäuser hingen Tugendlehren, die die Ratsherren zu einer gerechten Amtsausübung ermahnten. Die Schwellbalken der norddeutschen Fachwerkhäuser

zierten Bibelzitate und Sprichwörter. Und nicht zu vergessen die zahlreichen Inschriften des Totengedenkens aus den verschiedenen städtischen Pfarrkirchen, mit denen nicht allein Vorsorge für das Seelenheil getroffen, sondern ebenso das Andenken an den weltlichen Ruhm *(fama)* gestiftet sowie ökonomisches Vermögen und sozialer Rang innerhalb der Stadtgesellschaft repräsentiert wurden.[1]

Schon seit längerem hat die historische Forschung die vormoderne Stadt als Kommunikationsraum entdeckt. In diesem Zusammenhang galt die Aufmerksamkeit zum einen dem Zusammenhang von Stadt und Medien. Während das Hauptaugenmerk der Forschung hier zunächst vor allem auf der Erfindung des Buchdrucks, dessen fortschreitender Ausbreitung sowie der Ausdifferenzierung publizistischer Medien lag,[2] sind mit der Übernahme eines weiten Medienbegriffs in den letzten Jahren visuelle (Bild, Karte),[3] auditive (Klang, Lied)[4] bis hin zu Ding-Medien (Körper) in den Blick geraten und wurde die Multimedialität urbaner Kommunikation betont.[5] Zum anderen wurden öffentliche Orte wie das Rathaus, der Markt, das Wirtshaus oder die Pfarrkirche »als zentrale Schnittstellen gesellschaftlicher Kommunikations- und Interaktionsprozesse in der

1 Einen Überblick über die verschiedenen Inschriftengattungen in der Stadt bietet Andreas Zajic: Text on Public Display: Strategies of Visualising Epigraphic Writing in Late Medieval Austrian Towns. In: Marco Mostert / Anna Adamska (Hg.): Uses of the Written Word in Medieval Towns. Medieval Urban Literacy. Bd. 2. Turnhout: Brepolis 2014 (Utrecht Studies in Medieval Literacy, Bd. 28), S. 389–426.

2 Daniel Bellingradt: Flugpublizistik und Öffentlichkeit um 1700. Dynamiken, Akteure und Strukturen im urbanen Raum des Alten Reiches. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2011; Severin Corsten: Der frühe Buchdruck und die Stadt. In: Bernd Moeller / Hans Patze / Karl Stackmann (Hg.): Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1983, S. 9–32; Michael Schilling: Stadt und Publizistik. In: Wolfgang Harms / Michael Schilling (Hg.): Das illustrierte Flugblatt der frühen Neuzeit. Traditionen – Wirkungen – Kontexte. Stuttgart: Hirzel Verlag 2008, S. 347–365; Ute Schneider: Die Medienstadt der Frühen Neuzeit. In: Clemens Zimmermann (Hg.): Stadt und Medien: vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln: Böhlau 2012, S. 49–76.

3 Ute Schneider / Martina Sterken (Hg.): Urbanität. Formen der Inszenierung in Texten, Karten, Bildern. Köln: Böhlau 2016.

4 Philipp Hahn: The Reformation of the Soundscape. Bell ringing in early modern Lutheran Germany. In: German History. The journal of the German History Society 33,4 (2015), S. 525–545; Jan-Friedrich Missfelder: Sounds and Silences of Reformation: Zürich, 1525–1571. In: Tess Knigthon / Ascensión Amzuela-Anguita (Hg.): Hearing the City in Early Modern Europe. Turnhout: Brepolis 2018, S. 135–144; ders.: Der Klang der Geschichte. Begriff, Traditionen und Methoden der Sound History. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 66 (2015), S. 633–649.

5 Daniel Bellingradt / Massimo Rospocher: The Intermediality of Early Modern Communication. An Introduction. In: dies. (Hg.): The Intermediality of Early Modern Communication. Milano: Franco Angeli 2022 (Special issue von Cheiron. Materiali e strumenti di aggiornamento storiografico 2/2021), S. 5–29; Daniel Bellingradt: The Early Modern City as a Resonating Box: Media, Public Opinion, and the Urban Space of the Holy Roman Empire, Cologne, and Hamburg ca. 1700. In: Journal of Early Modern History 16 (2012), S. 201–240; Massimo Rospocher / Enrico Valseriati: Politic in the street: the materiality of urban public spaces in Renaissance Italy. In: Urban History 2023:1–24. doi:10.1017/S0963926823000561 [28.02.2025].

frühneuzeitlichen Stadt« untersucht.[6] Zentral für die hier versammelten Forschungen ist das von Rudolf Schlögl für die Vormoderne pointierte Strukturmerkmal einer »Kommunikation unter Anwesenden«, die an die Präsenz der Akteure gebunden war.[7]

Mit Ausnahme von Grab- und Gedächtnisinschriften gewinnen epigrafische Zeugnisse der Vormoderne, trotz des leichten Zugangs durch das Sammlungs- und Editionsvorhaben *Die deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*,[8] erst langsam an Aufmerksamkeit in der Geschichtsforschung. Dabei fordern sowohl die nicht geringe Anzahl an Inschriften im städtischen Raum als auch ihre in Abgrenzung zu anderen Quellengattungen größere Dauerhaftigkeit und ihre »eigene Art der Öffentlichkeit« regelrecht dazu auf,[9] nach der Funktion von Inschriften im Kommunikationsraum Stadt zu fragen. Was kann demnach die Beschäftigung mit Inschriften für eine Kommunikationsgeschichte der vormodernen Stadt leisten?

1. Inschriften und Intermedialität

Zunächst einmal offenbart die Untersuchung von Inschriften eindrücklich die Intermedialität urbaner Kommunikation gleich in dreifacher Hinsicht. Denn erstens stellt die Quellengattung Inschrift selbst eine Kombination unterschiedlicher Medien dar *(transmediality)*. Bereits die klassische Definition von Rudolf M. Kloos, wonach es sich bei Inschriften um »Beschriftungen verschiedener Materialien [handelt], die von Kräften und mit Methoden hergestellt sind, die nicht dem Schreibschul- und Kanzleibetrieb angehören«,[10] macht deutlich, dass es nicht allein um den Inschriftentext (Schrift) geht. Neben diesen treten vielmehr die Materialität des Trägers (Ding), die Ausschmückung mit bildlichen, figürlichen und/oder symbolischen Elementen (Bild) sowie die Platzierung von Träger und Inschrift im Raum (und in der Zeit). Die Beschäftigung mit Inschriften fordert ausdrücklich dazu auf, nicht nur das räumliche Arrangement städtischer Kommunikationsprozesse noch stärker zu berücksichtigen, sondern zugleich nach der Verzeitlichung von Kommunikation zu fragen. In Inschrif-

6 Gerd Schwerhoff: Stadt und Öffentlichkeit in der Frühen Neuzeit – Perspektiven der Forschung. In: Ders. (Hg.): Stadt und Öffentlichkeit in der Frühen Neuzeit. Köln: Böhlau 2011, S. 1–28, hier S. 12.

7 Rudolf Schlögl: Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden. In: Geschichte und Gesellschaft 34 (2008), S. 155–224; ders.: Vergesellschaftung unter Anwesenden in der frühneuzeitlichen Stadt und ihre (politische) Öffentlichkeit. In: Gerd Schwerhoff (Hg.): Stadt und Öffentlichkeit in der Frühen Neuzeit. Köln: Böhlau 2011, S. 29–37.

8 In den verschiedenen Arbeitsstellen der Akademie der Wissenschaften werden nicht nur die original in situ erhaltenen Inschriften, sondern auch solche, die nur mehr kopial in antiquarischen Sammlungen, Chroniken, Leichenpredigten, Testamenten oder Rechnungen überliefert sind, gesammelt, kritisch ediert und in Buchform sowie online veröffentlicht. Siehe unter www.inschriften.net/ [21.01.2025].

9 Sabine Wehking / Christine Wulf: Leitfaden für die Arbeit mit historischen Inschriften. Melle: E. Knoth 1997, S. 10 f.

10 Rudolf M. Kloos: Einführung in die Epigraphik des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1980, S. 2.

ten konnten Kommunikationsakte auf Dauer gestellt werden. Sie unterlagen damit einem anderen Rhythmus der Veränderung, als dies für ephemere Medien galt, und konnten auch noch mit einer deutlichen zeitlichen Verzögerung Anschlusskommunikation evozieren.

Zweitens lassen sich bei der Untersuchung von Inschriften Transferprozesse zwischen unterschiedlichen Medien beobachten *(media transfer)*. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts fanden beispielsweise vormals mündlich tradierte Sprichwörter, Bibelzitate oder Liedtexte Eingang in norddeutsche Hausinschriften, die bis dahin häufig nur das Jahr der Errichtung und die Namen der Erbauer wiedergaben. Auf diese Weise bildete sich ein regelrechtes Repertoire an Texten heraus, die wiederholt lokal, aber auch regional verwandt wurden, um Neid und Spott abzuwehren sowie Gott um seinen Schutz für das Haus und seine Bewohner anzurufen. Mit der Wahl solcher populären Texte knüpften Auftraggeber und Handwerker von Inschriftenarrangements an Bekanntes an. Dadurch lösten sie bei den Betrachtern ein Wiedererkennen aus, welches zugleich emotional aufgeladen sein konnte, und beförderten nicht nur die Rezeption, sondern womöglich auch die Aktualisierung der Segens- oder Beschwörungsformeln durch den Betrachter, konnten also Anschlusskommunikation in Gang setzten. In den norddeutschen lutherischen Gemeinden trug wiederum die Einschreibung von häufig wiederkehrenden Bibelversen zur Verbreitung und Popularisierung lutherischer Glaubenssätze wie den Sola-Prinzipien bei. Der Stadtraum fungierte in diesem Zusammenhang als Resonanzraum für historischen Wandel wie für die reformatorische Bewegung.

Dies führt mich schließlich zu einer dritten Beobachtung: Die intensive Beschäftigung mit Inschriften, ihren Entstehungs-, Gebrauchs- und Rezeptionskontexten offenbart zugleich intermediale Referenzen zwischen Inschriften und anderen Medien *(intermedia references)*. Häufig stand nur ein begrenzter Raum für Inschriftenarrangements zur Verfügung, was zwangsläufig die Notwendigkeit zur Verkürzung sowie diskursiven Verdichtung mit sich brachte. Nicht selten erschließen sich darum Sinn und Aussageabsicht von Inschriftenarrangements vollständig erst durch die Einbettung in einen Medienverbund.

Dies gilt zum Beispiel für das Motiv der wehrhaften Stadt. Schon in den spätmittelalterlichen Siegelbildern entwickelte sich die mitunter sehr schematische Abbildung von Mauern und Toren als Chiffre für die Stadt als Verteidigungs- und Solidargemeinschaft, welche auch in den frühneuzeitlichen Stadtansichten, wenn auch deutlich detailaffiner, aber nicht weniger topisch, übernommen wurde. In den verschiedenen Bauinschriften an Braunschweiger Stadttoren aus der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde das Motiv der wehrhaften Stadt aufgegriffen und vor dem Hintergrund des Schmalkaldischen Krieges zugleich konfessionspolemisch ausgedeutet. Hier wurde nämlich die Wehrhaftigkeit der Stadt an den wahren Glauben der Stadtbewohner gekoppelt. Demnach ist es Gott, der die Riegel der Stadttore stärkt und die Söhne der Stadt segnet, die in den Auseinandersetzungen nicht auf den bewaffneten Kampf, sondern ihre gläubigen Gebete an Gott vertrauen. Eine solche Vorstellung, von der im Glauben an Gott wurzelnden Wehrhaftigkeit konnte wiederum auf ein populäres Vorbild zurückgreifen: Luthers Kirchenlied »Ein feste Burg ist unser Gott«. Bereits 1529 von Luther auf der Grundlage von Psalm 46,2 »Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben« gedichtet, »entwickelte sich der Choral [schon im Laufe des

16. Jahrhunderts] zum Reformationslied«,[11] das wohl auch in den Braunschweiger Kirchen gesungen wurde und Gegenstand von Predigten und Gebeten war. Im Zusammenspiel visueller, haptischer und auditiver Medien wurde die Vorstellung der wehrhaften, rechtgläubigen Gemeinde nicht nur immer wieder aktualisiert und verstärkt, sondern zugleich performativ hervorgebracht. Sie konnte der städtischen Elite wiederum sowohl zur Legitimierung des eigenen Herrschaftsanspruches als auch zur Mobilisierung und Einschwörung der Einwohnerschaft in den zahlreichen konfessionell aufgeladenen Auseinandersetzungen des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts dienen.

2. Inschriften zwischen An- und Abwesenheit, Sicht- und Unsichtbarkeit

Rudolf Schlögl hat in seinen Forschungen betont, dass die frühneuzeitliche Stadt als »sozialer Körper« das Resultat von »Interaktionskommunikation« war und »dass dabei die zentralen Medien […] eben nicht beschriebenes und gedrucktes Paper waren, sondern (neben der Rede selbstverständlich) der Körper und die Dinge in ihrem Arrangement, der Raum und die Zeit«.[12] In der von Schlögl diagnostizierten Anwesenheitsgesellschaft waren demnach die Artikulation von Herrschafts-, Rechts-, Besitz- und Ranganspruchen ebenso wie die Herstellung ständischer Ordnung an die Präsenz der interagierenden Akteure gebunden, die mit ihrer Anwesenheit zugleich ihre Akzeptanz für die abgebildeten Verhältnisse zum Ausdruck brachten.

In Inschriftenarrangements konnten solche distinktiven Zuschreibungen und Behauptungen jedoch materiell verankert und auf Dauer gestellt werden. Sie konnten somit als visuelle Stellvertreter für den abwesenden Sprecher dienen, der nicht permanent anwesend sein musste. Mehr noch wurden Inschriften ganz gezielt eingesetzt, um die Anwesenheit Abwesender zu gewährleisten.

Dies gilt für den Stadtherrn, der ebenso wie sein Herrschaftsanspruch an neuralgischen Punkten durch sein Wappen repräsentiert wurde. Wappen können vor diesem Hintergrund als »politische Visualisierungsmedien« par excellence gelten,[13] weil sie die Stadt als Herrschafts- und Rechtsraum nicht allein prägten, sondern mehr noch konstituierten, indem sie die politische Ordnung sichtbar machten. Zugegebenermaßen bedurfte es in dem Fall, dass Herrschaftsrechte infrage gestellt oder bestritten wurden, anwesende Akteure, die den Herrschaftsanspruch verteidigten und durchsetzen. Ein anderes Beispiel stellt in diesem Zusammenhang die Anbringung von Maßen und Gewichten oder dem Pranger am Rathaus dar. Solche materiellen Repräsentationen froren das situative Herrschaftshandeln der städtischen Führung ein, um deren Anspruch auf Rechtsprechung oder die Regulierung der Wirtschaft sichtbar im Stadtraum zu verankern und jedem Vorbeikommenden zu vergegenwärtigen.

11 Michael Fischer: Ein feste Burg ist unser Gott (2007). In: Populäre und traditionelle Lieder. Historisch-kritisches Liederlexikon. http://www.liederlexikon.de/lieder/ein_feste_burg_ist_unser_gott/ [20. 2. 2022].

12 Schlögl (2011) S. 33 (wie Anm. 7).

13 Valentin Groebner: Zu einigen Parametern der Sichtbarmachung städtischer Ordnung im späteren Mittelalter. In: Pierre Monnet / Otto G. Oexle (Hg.): Stadt und Recht im Mittelalter. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003, S. 133–152, hier S. 142.

Dies gilt mehr noch für die abwesenden Toten, die vor allem in Grab- und Gedächtnisinschriften (aber auch in Hausinschriften) präsent gehalten wurden. Durch eine solche Erinnerungsleistung sollte die Grenze des Todes und die damit verbundene körperliche Abwesenheit überwunden werden. Die Toten wurden vielmehr weiterhin als Teil der Kirchen- und Stadtgemeinde, der Familie und Hausgemeinschaft, der Universität und *academic community* wahrgenommen. Hierbei handelt es sich keinesfalls um ein rein vorreformatorisches und altgläubiges Phänomen. Vielmehr bildete sich in den evangelischen Gemeinden eine lutherische Memorialpraxis aus, in der Gedenkinschriften und Erinnerungsmale das Glaubenszeugnis der Verstorbenen für ihre Zeitgenossen und Nachkommen präsent hielten.

Zugleich waren Inschriften jedoch nicht zwangsläufig für jeden jederzeit sichtbar, wenn sie sich etwa an hohen Giebeln, an Hintergebäuden, auf Fundamentsteinen oder Glocken befanden. Insbesondere solche Sprechakte, die sich an einen metaphysischen Adressaten richteten wie apotropäische Schutzinschriften, waren nicht auf Sichtbarkeit angewiesen. In diesem Zusammenhang hat der Altorientalist Markus Hilgert den Begriff der »restringierten Präsenz« geprägt, nämlich für den »typologischen Sonderfall«, dass »nur bestimmte oder gar keine Akteure [das] Geschriebene temporär oder permanent rezipieren können.«[14] Die Berücksichtigung solcher Inschriften gewährt interessante Einblicke in das Spannungsverhältnis von Sichtbarkeit bzw. Unsichtbarkeit und Wirkmächtigkeit sowie die ganz eigene »magische« Logik von Inschriften. Denn, »wenn um die Präsenz eines Artefakts gewusst wird, kann es seine Wirkung auch unsichtbar entfalten«.[15]

In diesen Zusammenhang gehören die zahlreichen Glockeninschriften. Insbesondere für sie muss von einer deutlich restringierten Sichtbarkeit ausgegangen werden. Nach ihrer Aufhängung im Glockenturm waren die Inschriften häufig nicht einmal mehr für den Glöckner zu sehen. In der altgläubigen bzw. vorreformatorischen Glockenweihe oder auch Glockentaufe durch den Bischof wurden der Glocke in zeitgenössischer Vorstellung apotropäische Kräfte verliehen. Diese apotropäische Wirkung der Glocke schlug sich wiederholt in den immer umfangreicheren Sentenzen nieder, die Glocken sprichwörtlich in den Mund gelegt wurden, indem sie in den Glockenmantel eingeschrieben wurden. Hier finden sich vor allem Anrufungen, Beschwörungen und Abwehrformeln wie »ich schrecke den Feind der Welt« *(»ac hostem terreo mundi«)* oder »er [der Ton] vertreibt alles Böse« *(»prava fugans«)*. Zugleich wurde ihnen die Fähigkeit zugesprochen, Unwetter zu vertreiben *(»fulmina pellit«)*. Um diese Wirkung zu entfalten, war es eben nicht notwendig, dass die Inschriften zu lesen oder überhaupt nur zu sehen waren. Vielmehr wurden die Sentenzen im Klang der Glocke immer wieder aufs Neue akustisch hervorgebracht und aktualisiert. Insbesondere solche populären Vorstellungen einer

14 Markus Hilgert: ›Text-Anthropologie‹: Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie. In: Altorientalistik im 21. Jahrhundert: Selbstverständnis, Herausforderungen, Ziele. Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 142 (2010), S. 85–124, hier S. 99, Anm. 20.

15 Annette Hornbacher / Tobias Frese / Laura Willer: Präsenz. In: Thomas Meier / Michael R. Ott / Rebecca Sauer (Hg.): Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken. Berlin: De Gruyter 2015, S. 87–99, hier S. 95.

christlich-magischen Wirkmächtigkeit von Glocken und ihren Inschriften wurden in der Reformation als »papistischer« Unglaube kritisiert und verworfen. Glockeninschriften aus dem 16. Jahrhundert zeugen jedoch davon, dass sich diese Glockenpraxis nur langsam wandelte.

Die zeitgenössischen Akteure konnten demnach das Medium Inschrift nutzen, um Sprechakte und ihre damit verbundene Sicht auf die Welt auf Dauer zu stellen, und zwar losgelöst von ihrer eigenen körperlichen Anwesenheit, häufig sogar über ihre eigene Lebenszeit hinaus. Inschriften kam in diesem Zusammenhang eine Stellvertreterfunktion für den abwesenden Sprecher zu. Solche Beobachtungen zu Inschriften in der frühneuzeitlichen Stadt hebeln das Konzept der »Anwesenheitsgesellschaft« zwar keinesfalls aus, fordern aber dazu auf, genau zu prüfen, unter welchen Umständen Anwesenheit trotz Abwesenheit wie, von wem und für wen hergestellt oder fingiert wurde und wann Anwesenheit oder die Repräsentation von Anwesenheit verzichtbar war.

Die Untersuchung von Inschriften macht deutlich, dass der Stadtraum nicht allein als Bühne einer Kommunikation unter Anwesenden diente, sondern gleichsam als kommunikatives Archiv fungierte. Kommunikative Akte hinterließen hier mehr oder weniger offensichtlich ihre Spuren, die sich neben- und übereinander ablagerten. Sie konnten auch noch mit größerem zeitlichen Abstand Anschlusskommunikation auslösen. Auf diese Weise avancierte der Stadtraum nicht allein zum Resonanzraum, sondern selbst zum Kommunikationsmedium, das es zu erschließen gilt.

In einer Kommunikationsgeschichte der vormodernen Stadt sollte es demnach nicht darum gehen, eine Hierarchisierung der unterschiedlichen Medien vorzunehmen und ein Leitmedium anderen überzuordnen. Vielmehr gilt es, das Zusammenspiel unterschiedlicher Medien und unterschiedlicher sensorischer Wahrnehmungen in den Blick zu nehmen, das die alltägliche kommunikative Praxis in der Stadt bestimmte.

Teresa Schröder-Stapper ist Privatdozentin an der Universität Duisburg-Essen. Nach zwei Lehrstuhlvertretungen in Duisburg-Essen und Düsseldorf forscht und lehrt sie weiterhin an der Heinrich-Heine-Universtität Düsseldorf. Korrespondenzanschrift: PD Dr. Teresa Schröder-Stapper, Ursulastraße 16, 45131 Essen. E-Mail: teresa.schroeder.stapper@gmail.com.

Medientheorie als Zumutung?

Positivistische Digital Humanities vs. materialistische Medienwissenschaft und die Rolle der Kommunikationsgeschichte

Tobias Hodel

Einleitung

Die fortschreitende Digitalisierung hat nicht nur verändert, wie wir kommunizieren und Informationen verarbeiten, sondern auch die Art und Weise, wie wir über Kommunikation nachdenken und diese disziplinär fassen. Insbesondere die Digital Humanities (DH) verstehen sich als Anwendungsfeld, das die informatischen Möglichkeiten aufgreifen, nutzen und reflektieren will und somit für die Kommunikationsgeschichte, die hier im Mittelpunkt steht, zu einer Partnerdisziplin wird. Da die sozialen und materiellen Bedingtheiten der Kommunikationstechnologien bereits seit mehreren Jahrzehnten in den Medienwissenschaften reflektiert werden, müssen wir uns auch dieses Forschungsfeld zunutze machen. Damit bewegen wir uns jedoch auf einem unebenen Spielfeld, da einerseits die Medientheorie als Aushandlungsgebiet scharf nach Bedingungen der Kommunikation, insbesondere in ihrer Materialität sucht, während andererseits viele Ansätze der DH die Anwendung und entsprechend praktische Möglichkeiten in den Fokus nehmen. In Polemiken zu ihren Resultaten erscheinen gerade die DH als hochgradig positivistisches und vielleicht auch untertheoretisiertes Feld.[1] Ein Debattenbeitrag für die Kommunikationsgeschichte zwischen Medienwissenschaft und DH muss sich dieser Unebenheiten annehmen. Die vorliegenden Seiten versuchen denn auch thesen- und holzschnittartig, die Aushandlungszone Kommunikationsgeschichte zwischen DH und Medientheorie zu verorten. Das Ziel ist eine Momentaufnahme dieser Aushandlung zwischen theoretischer Fundierung und Anwendungschancen.

Kommunikation analysieren?

Die DH werden gerne als Methodenapparat verstanden, im Sinne einer Anwendungsvermittlerin, die aufzeigen kann, welche digitale Auswertungsformen auf welche Probleme der Geisteswissenschaften passen: Digitale Editionen machen frühneuzeitliche Briefwechsel als Daten und als visuelle Formen zugänglich. Korpusanalysen erlauben

1 Eine Inspiration war die bereits vor Jahren veröffentlichte Provokation durch Markus Krajewski: Hilfe für die digitale Hilfswissenschaft. Von den Digital Humanities verspricht man sich wahre Wunder, obwohl sie nur eine einfache Hilfswissenschaft sind. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 86 v. 10.4.2019, S. N4.

ein *distant reading* von Tweets im Umfeld politischer Debatten. Netzwerk- und Geovisualisierungen von Verkehrswegen zeigen auf, wie Gegenden über die Zeit enger zusammenrücken, da die Informationsübermittlung leichter gemacht wurde. Die Kommunikationsgeschichte profitiert direkt von solchen Anwendungen, da die Fragestellungen des interdisziplinären Forschungsfeldes, die Entwicklung von Kommunikationsformen, -mitteln und -praktiken, im Kontext untersucht werden können.[2] Gerade mit neuen Auswertungsformen, die etwa auf *large language models* basieren oder allgemein auf maschinellen Lernverfahren, werden umfangreichere Quellenmassen erschließbar und somit wird ein skalierfähiger Auswertungsansatz ermöglicht.

Die Versprechen der Digitalisierung lassen – jedenfalls auf den ersten Blick – die Errungenschaften der Medientheorie außer Acht und damit einen Methodenapparat, der den Fokus auf die Aushandlung zwischen Medialität und Mitteilung legt. Seit der Gutenberg-Galaxis ist dieser Fokus sprichwörtlich und führt zu einer ausgesprochen produktiven und kritischen Auseinandersetzung mit den Entstehungs-, Nutzungs- und (Weiter-)Verbreitungsformen, die mit im Zentrum einer Kommunikationsgeschichte stehen müssen.[3] Können (und sollten) wir die Kommunikationsgeschichte entsprechend als Mediatorin zwischen Medientheorie und DH verstehen?

Positivismus im Blut?

Was aber, wenn die Skalierung durch die und in den digitalen Geisteswissenschaften die historische Distanz abbaut und vermeidet, dass wir kritisch auf die neuen Daten schauen? Dieser regelmäßig vorgebrachte Vorwurf lässt sich widerlegen,[4] wenn wir sehen,

2 Im Folgenden orientiere ich mich an der Definition der Kommunikationsgeschichte, wie sie von Daniel Bellingradt 2018 hier vorgelegt wurde, siehe Daniel Bellingradt: Annäherung an eine Kommunikationsgeschichte der frühen Neuzeit. In: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 20 (2018), S. 16–21, hier S. 16f.

3 Einführend siehe Christoph Ernst u. a. (Hg.): Handbuch Medientheorien im 21. Jahrhundert. Wiesbaden: Springer VS 2025. Online: https://doi.org/10.1007/978-3-658-38128-8 [12.01.2025]. Mit der Gutenberg-Galaxie wird natürlich auf Marshall McLuhan: The Gutenberg Galaxy. The Making of Typographic Man. Toronto: University of Toronto Press 1962 angespielt.

4 Siehe dazu Patrick Sahle: Digital Humanities? Gibt's doch gar nicht! In: Constanze Baum / Thomas Stäcker (Hg.): Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities. 2015 (Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, Sonderband 1). DOI: 10.17175/sb001_004 [16.9.2015]. Aus spezifischer Perspektive der DH: Rabea Kleymann: Theorie. In: AG Digital Humanities Theorie des Verbandes Digital Humanities im deutschsprachigen Raum e. V. (Hg.): Begriffe der Digital Humanities. Ein diskursives Glossar (Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, Working Papers 2). Wolfenbüttel 2023. Version 2.0 vom 18.06.2024 DOI: 10.17175/wp_2023_013_v2; Tessa Gengnagel: Vom Topos des Scheiterns als konstituierender Kraft: Ein Essay über Erkenntnisprozesse in den Digital Humanities. In: Manuel Burghardt u. a. (Hg.): Fabrikation von Erkenntnis – Experimente in den Digital Humanities. Wolfenbüttel 2021–2022. (Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, Sonderband 5). DOI: 10.17175/sb005_011 [21.1.2025].

mit welchem Eifer Datenmodelle konstruiert, kritisiert und neu entworfen werden, wie etwa beispielhaft an den Debatten, Meetings und Anpassungen um CIDOC-CRM und dessen diversen Fachablegern nachvollzogen werden kann;[5] oder anhand von Überlegungen, wie ein Korpus gebildet wird, um passgenau auf bestimmte Fragestellungen zu reagieren. Damit sind wir bei den epistemologischen und heuristischen Grundlagen geisteswissenschaftlicher Untersuchungen angelangt und diese gelten unabhängig davon, in welcher Form (analog/digital) die Beobachtungen vorliegen. Das heißt, die Überlegungen sind genauso auf analoge wie auch auf digitale Weiterverarbeitungen anwendbar.

Weder »das Digitale« (im Sinne einer digitalisierten Form oder Weiterbehandlung) noch die Quantifizierung müssen folglich zwingend das Kerninteresse der DH bilden. Vielmehr ist die Frage zentral, wie wir welche Phänomene verstehen und in einem zweiten Schritt »datafizieren« wollen. Damit sind wir bei der ersten These: *Die DH fördern explizierende Überlegungen zum Verhältnis der beobachtbaren Phänomene und machen damit Aussagen zu den Erkenntnismöglichkeiten.*

Doch welche Rolle spielt eine Disziplin wie die Kommunikationsgeschichte? Und wie können wir uns die digitalen Umsetzungen in und für die Kommunikationsgeschichte vorstellen? Aus dem eigenen Arbeitsbereich mit Fokus auf die Vormoderne versuche ich einige Beispiele zu skizzieren. Dabei stehen zwei Formen als Bedingungen für eine Vielzahl von Weiterverarbeitungsschritten im Fokus: einerseits die Modellierung von Daten und andererseits die Extraktion von Informationen aus Texten.

Daten modellieren

Informatische Systeme verlangen nach explizierten, technisch umgesetzten Modellen zur (Weiter-)Bearbeitung von Daten. Es müssen also Formen definiert werden, wie Phänomene erfasst werden.[6] Aus der Quellenaufbereitung, etwa in Form gedruckter Editionen, wird die Datenaufbereitung in der digitalen Edition oder in Datenbankformen. Während Druckformen vorwiegend mit Satz und Layout Inhalte transportieren können, sind die digitalen Möglichkeiten weitaus vielfältiger und der Zugriff über Websites niederschwelliger. Je nach Forschungsfokus können so Personen, Materialitäten oder Themen beziehungsweise jegliche Kombinationen dieser Faktoren in den Fokus genommen werden.

In der für die Kommunikationsgeschichte interessanten Entwicklung von Briefwechseln ist die digitale Edition einerseits gewinnbringend aufgrund der Verfügbarkeit und des vereinfachten Zugangs, andererseits aber eine Herausforderung, da Vorstellun-

5 Zu CIDOC-CRM siehe Chrysoula Bekiari u. a. (Hg.): CIDOK CRM, Version 7.1.3. v. Februar 2024. https://cidoc-crm.org/Version/version-7.1.3 [1.1.2025].

6 Für einige Protagonisten der DH macht die Modellierung denn auch den zentralen Teil der DH aus. Siehe etwa Michael Piotrowski / Aris Xanthos: Décomposer les humanités numériques. In: Humanités numerique 1 (2020). https://doi.org/10.4000/revuehn.381 [14.1.2025].

gen, die bislang implizit ausgedrückt wurden, expliziert werden müssen: Was ist eine Empfängerin? Und wie wird ein (Papier-)Format definiert, ab wann handelt es sich nicht mehr um eine Abweichung, sondern um ein eigenes Format. Die Quantifizierung der erhobenen Daten muss nicht zwangsläufig das Ziel einer Kategorisierung sein. Erst durch die erarbeiteten Definitionen und Kategorien werden jedoch sinnvolle Sortierungen und Filterungen überhaupt möglich.

Metaportale, wie etwa correspSearch,[7] funktionieren denn auch nur, wenn sich über Communitys entsprechende Standards etablieren können, die ein mehr oder minder enges gemeinsames Verständnis ihres Untersuchungsbereichs und möglicher existierender Ausprägungen entwickeln. Ein derartiger Versuch wurde und wird über die Textencoding-Initiative für digitale Editionen unternommen. Neben der Definition technischer Standards geht es genauso darum, eine gemeinsame Austauschplattform zu schaffen. Interessanterweise bilden solche Standardisierungs- und Definitionsvorgänge die Voraussetzung, um in einem zweiten Schritt zu (automatisierten) Extraktionsvorgängen zu kommen. Zuvor kommen wir jedoch zur zweiten These: *Die DH fördern den interdisziplinären Austausch zum Umgang mit Phänomenen, die gerade für ein interdisziplinäres Feld wie die Kommunikationsgeschichte grundlegend sind. Die Umwandlung in Datenformen gibt den unterschiedlichen disziplinären Perspektiven eine Sprache der Aushandlung.*

In ihrer je eigenen Spezifik orientieren sich die Standards auch an spezifischen Interessen, etwa wenn die Materialität zentral gesetzt wird. Analog zum Interesse der Medientheorie werden etwa in frühneuzeitlichen Briefeditionen auch die Kommunikationsbedingungen in ihrer Materialität nachvollziehbar gemacht. Da die Reiserouten sich bis ins frühe 20. Jahrhundert an Postkursen orientieren, werden somit unterschiedliche Kommunikationsbedingungen und ihre räumliche Ausprägung nachvollziehbar gemacht.[8]

Informationsextraktion als Anwendung der DH

Auch wenn der Bereich des Natural Language Processing auch außerhalb der Geisteswissenschaften betrieben wird und die Entwicklungen in dem Bereich, insbesondere im Zusammenhang mit Large Language Models, nicht direkt mit historischen Forschungen in Verbindung gebracht werden müssen, so handelt es sich doch um eine Form der Interpretation, die in den digitalen Geisteswissenschaften mit besonderer Reflektiertheit betrieben wird.[9] Um die Möglichkeiten zu nutzen, werden Fragen nach der Tragweite,

7 Stefan Dumont: correspSearch – Connecting Scholarly Editions of Letters. Journal of the Text Encoding Initiative, 10 (December 2016 – July 2019). https://doi.org/10.4000/jtei.1742 [1.1.2025].

8 Siehe dazu die Geovisualisierung von Katia Soland: Schneller als die Postkutsche erlaubt? In: GIS Hub (blog) 03.02.2025. https://www.gis-hub.uzh.ch/en/schneller-als-die-postkutsche-erlaubt/ [11.2.2025].

9 Torsten Hiltmann: Hermeneutik in Zeiten der KI. Large Language Models als hermeneutische Instrumente in den Geschichtswissenschaften. In: Gerhard Schreiber / Lukas Ohly (Hg.): KI:Text. Diskurse über KI-Textgeneratoren. Berlin und Boston: De Gruyter 2024, S. 201–232. https://doi.org/10.1515/9783111351490-014 [18.3.2024].

Zuverlässigkeit und dem Potenzial der Informationsextraktion ausführlich debattiert und Einordnungen vorgelegt.[10]

Mit den Mitteln des maschinellen Lernens und den angesprochenen Sprachmodellen wird es möglich, umfangreiche Textkorpora nicht nur zu durchsuchen, sondern gezielt Informationen zu extrahieren. Anwendungen wie die *named entity recognition* zur Extraktion von Personen- und Ortsnamen gehören dabei zum Standardrepertoire digitaler Methoden. Noch aufschlussreicher werden die Auswertungen, wenn nicht nur das »Wer« und »Wo« aus Texten identifiziert werden können, sondern auch innertextuelle Verhältnisse eruiert werden, indem die Modelle komplexer verstanden und etwa Ereignisse (im Sinne von *events*) identifiziert oder aktive von passiv Agierenden unterschieden werden.[11] Gerade für Daten, die in Massen vorkommen und aufbereitet werden, etwa Urkunden oder Protokolle, lassen sich so Muster aggregieren, die weiterführende inhaltliche Aufschlüsse versprechen. Aus wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Perspektive lässt sich das am Beispiel der Auswertungen zum Historischen Grundbuch der Stadt Basel nachvollziehen.[12]

Zum Einsatz kommen dabei Sprachmodelle, die aufgrund der mathematischen Repräsentation von Sprache ähnliche Phänomene kategorisieren. Die zuverlässige Mustererkennung führt zu Aussagen, die aufgrund ihrer statistischen Belastbarkeit genutzt werden können, auch wenn sich in Details immer wieder Probleme und Fehler finden. Dabei ist jedoch zentral, dass zuvor definiert ist, was überhaupt identifiziert oder distinguiert werden kann. Ein explizites Datenmodell muss vorliegen.

Als Konsequenz können wir Kommunikationssituationen extrahieren, vergleichen, gegenüberstellen und auch visuell erfahrbar machen. Die Quantität ist indes nur eine der Auswertungsformen, die jederzeit mit Rückgriff auf die vorgenommenen Operationen überprüft werden kann. Eine Bedingung für den Einsatz solcher *machine learning* basierter Algorithmen ist die Messung der Unsicherheit der Systeme. Dabei geht es nicht nur darum, Fehlerquoten zu eruieren, sondern vielmehr die Fehlertoleranz für die bearbeiteten Fragestellungen auszuloten. Kenntnisse zu Fehlerquoten allein sind dabei nicht ausreichend, vielmehr ist ein grundlegendes Verständnis der verwendeten Ansätze

10 Tobias Hodel: Die Maschine und die Geschichtswissenschaft. Der Einfluss von deep learning auf eine Disziplin. In: Karoline Dominika Döring u. a. (Hg.): Digital History: Konzepte, Methoden und Kritiken Digitaler Geschichtswissenschaft. Berlin und Boston: De Gruyter Oldenbourg 2022, S. 65–80. https://doi.org/10.1515/9783110757101-004 [25.8.2022]

11 Siehe etwa für die Linguistik George Doddington u. a.: The Automatic Content Extraction (ACE) Program – Tasks, Data, and Evaluation. In: Maria Teresa Lino u. a. (Hg.): Proceedings of the Fourth International Conference on Language Resources an Evaluation (LREC'04). Lisbon: Portugal. European Language Resources Association (ELRA) 2004. http://www.lrec-conf.org/proceedings/lrec2004/pdf/5.pdf [13.1.2025]; angepasst für Deutsch der Vormoderne siehe BeNASch: Das Berner (früh-)Neuhochdeutsche Annotationsschema. https://dhbern.github.io/BeNASch/ [11.2.2025].

12 Siehe dazu Benjamin Hitz / Ismail Prada Ziegler / Aline Vonwiller: From record cards to the dynamics of real estate transactions: Working with automatically extracted information from Basel's historical land register, 1400–1700. In: Jérôme Baudry u. a. (Hg.): DigiHistCH24 conference theme: Historical Research, Digital Literacy and Algorithmic Criticism. https://digihistch24.github.io/submissions/462/ [11.2.2025].

notwendig. *Text prediction*, wie sie bei generativer künstlicher Intelligenz eingesetzt wird, funktioniert etwa ganz anders als sequenzierende Algorithmen, auch wenn die Resultate vergleichbar sind.[13]

Eine zentrale Bedingung wird damit die Nachvollziehbarkeit im Sinne einer Quellen-, mehr noch aber einer Daten- und Algorithmenkritik. Nur mit klar definierten Modellen und kritisch eingesetzten Methoden wird eine wissenschaftliche Nachvollziehbarkeit gewährleistet. Unsere dritte These stellt somit die Reflexion der Methode ins Zentrum: *Durch den Einsatz digitaler Methoden der Digital Humanities in Disziplinen wie der Kommunikationsgeschichte wird eine kritische Reflexion von Algorithmen und Daten gefördert – eine Fähigkeit, die nicht nur in den Geisteswissenschaften, sondern auch im allgemeinen Umgang mit einer digitalisierten Welt von zentraler Bedeutung ist.*

Nachnutzen und Verweisen

Obwohl sich die zuvor aufgezählten Ansätze eher nach Handlungsanweisungen anhören, gibt es diverse Projekte, die bereits produktive Umsetzungen demonstrieren und somit den Mehrwert in der Anwendung nachweisen.[14] In den Diskussionen auf den Fachkonferenzen finden sich denn auch vermehrt Auseinandersetzungen, die über die Anwendung hinausgehen und die Aussagekraft von Methoden diskutieren. Durch die Darlegung der Einzelschritte und die Publikation von Modellen und Code entsteht eine Nachvollziehbarkeit. Das *Journal of Digital History* lebt dies vor, da die Resultate und Ansätze auf technisch und visuell unterschiedlichen Ebenen (hermeneutisch, narrativ und Daten) aufbereitet und publiziert und somit reflektiert werden.[15]

Ein Nebeneffekt davon ist das Angehen der sogenannten Replikationskrise, die bislang nur marginal in den Geisteswissenschaften thematisiert wurde, in den Sozialwissenschaften jedoch bereits seit mehr als zehn Jahren virulent ist.[16] Der Zwang zur Nachvollziehbarkeit leistet natürlich den Vorwürfen Vorschub, dass die Digitalisierung ungebräuchliche Methoden in die Disziplinen einführt, aber zugleich werden die genutzten Ansätze und daraus abgeleitet die methodologischen und vor allem epistemo-

13 Zum Einsatz von Textgeneratoren für Named Entity Recognition siehe Torsten Hiltmann u. a.: NER4all or Context is All You Need. Using LLMs for low-effort, high-perfomance NER on historical texts. A humanities informed approach (Preprint) 4.2.2025. 48550/arXiv.2502.04351. https://arxiv.org/html/2502.04351v1 [11.2.2025].

14 Für digitale Editionen, die Auswertungen von kommunikationshistorischen Fragen erlauben, siehe beispielsweise Peter Dängeli / Martin Stuber: Nachhaltigkeit in langjährigen Erschliessungsprojekten. In: xvii.ch 2020. https://doi.org/10.24894/2673-4419.00004 [5.12.2021]; für eine »Innen-Kommunikation« siehe die Umsetzung des Luhmannschen Zettelkastens https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/zettelkasten/zettel/ZK_1_NB_101-19_V [11.2.2025].

15 Zur Zeitschrift und den Möglichkeiten der damit verbundenen mehrschichtigen Kommunikation siehe https://journalofdigitalhistory.org/en/about [11.2.2025].

16 Jens B. Asendorpf u. a.: Recommendations for Increasing Replicability in Psychology. In: European Journal of Personality 27,2 (2013), S. 108–119. https://doi.org/10.1002/per.1919 [11.2.2025].

logischen Annahmen offengelegt. Letzteres führt in der Konsequenz zu einer vertieften Form der Auseinandersetzung mit unseren Disziplinen. Die Kommunikationsgeschichte nimmt in solchen Überlegungen eine beispielhafte Rolle ein, da die Disziplin erst in der Kombination unterschiedlicher Dokumententypen ihr Potenzial ausschöpfen kann.

Digital Humanities als Beförderinnen des Medienwandels

Gerade mit Bezug auf die Rolle der Kommunikation werden die DH letztlich nicht nur passive Rezipientinnen von Technologie, sondern können sich aktiv am Medienwandel beteiligen und schreiben einen Teil der Kommunikationsgeschichte. Durch die Integration von Multimedialität und unterschiedlichen Modalitäten in ihren Projekten schaffen sie neue Formen der Wissensvermittlung und der Kommunikation mit einer Öffentlichkeit. Interaktive Karten, 3D-Rekonstruktionen, audiovisuelle Medien und Umsetzungen in virtuellen Räumen erweitern die Möglichkeiten, historische Informationen zu präsentieren und zu erforschen.

Diese neuen Medienformate beeinflussen wiederum die Art und Weise, wie Geschichte (im weitesten Sinn) wahrgenommen und verstanden wird. Die Formate ermöglichen immersive Erfahrungen und fördern ein Engagement des Publikums, das noch ausgelotet werden muss. Die DH tragen somit dazu bei, die Forschungscommunity zu erweitern bzw. die Grenzen der Disziplinen aufzuweichen und neue Perspektiven auf »Kommunikation« zu eröffnen. Damit enden wir bei der vierten und letzten These: *Der Medienwandel, das zentrale Thema der Kommunikationsgeschichte, wird durch Ansätze der DH nicht nur befördert, sondern kritisch begleitet und vermittelt.*

Kritisch und digital!

Eine Kommunikationsgeschichte nach dem *digital turn* tut entsprechend gut daran, wenn sie sich an der theoretischen Fundierung der Medienwissenschaft orientiert, während gleichzeitig die computationellen Mittel der DH kritisch eingesetzt werden. Gerade zur Untersuchung von Phänomenen massenmedialer Gesellschaften, die nicht nur die Informationsdichte, sondern auch die Materialität der Kommunikation untersucht, sind Methoden der DH hilfreich, da sie kritisch diskutieren, welche Beobachtungen wie zu Daten umgewandelt und somit verarbeitet werden.

Interdisziplinäre Fachgebiete wie die Kommunikationsgeschichte profitieren besonders von den Dialogen in Bereichen wie den Digital Humanities sowie den Informations- und Computerwissenschaften. Diese fördern die Entwicklung fundierter und reflektierter Analysemethoden, die wiederum wertvolle Erkenntnisse für die Kommunikationsgeschichte liefern können.

Tobias Hodel ist Professor für Digital Humanities am Walter Benjamin Kolleg der Universität Bern. Korrespondenzanschrift: Prof. Dr. Tobias Hodel, Digital Humanities, Walter Benjamin Kolleg, Universität Bern, Muesmattstrasse 45, 3012 Bern, Schweiz. E-Mail: tobias.hodel@unibe.ch